

Domänenverlust und Sprachverfall. Über das Deutsche als Wissenschaftssprache*

Peter Eisenberg¹
Universität Potsdam

1. Die Frage

Das Thema Deutsch als Wissenschaftssprache spielt im öffentlichen Diskurs über die deutsche Sprache eine besondere Rolle. Das trifft sogar dann zu, wenn man nur das Verhältnis des Deutschen zum Englischen betrachtet. Eine Besonderheit besteht darin, dass diese Diskussion überwiegend von Wissenschaftlern selbst getragen wird. Was davon an eine größere Öffentlichkeit gelangt, hat deshalb einen anderen Stellenwert als die teilweise populistische Debatte über Anglizismen. Der genau beschriebene und dokumentierte Bedeutungsverlust des Deutschen (Ammon 1998; 2005) wächst sich leicht zu einem Bedrohlichkeitsszenario aus, dessen Realitätsgehalt für den Normalsprecher kaum abschätzbar ist. Bedrohlich wirkt die Entwicklung vor allem dann, wenn sie aus naturwissenschaftlicher (Mocikat 2007) oder sozialwissenschaftlicher (Münkler u.a. 2006) Quelle gespeist wird, d.h. wenn sie aus Disziplinen stammt, denen die öffentliche Meinung eine hohe Bedeutung für die absehbare ökonomische Entwicklung zuschreibt. Der Bedeutungsverlust des Deutschen als Wissenschaftssprache ist unbestreitbar, daran gibt es, wiederum im Unterschied etwa zum Umfang des Vokabulars an Anglizismen, nichts zu deuteln. Wir finden deshalb durchaus die Auffassung, man sollte sich nicht allzu viele Gedanken über die Zunahme von Anglizismen machen. Das eigentliche Problem liege woanders, nämlich beim Domänenverlust und hier beim Rückgang der Verwendung des Deutschen als Wissenschaftssprache (Pörksen 2008, Schiewe 2008).

Ein Zusammenhang zwischen Domänenverlust und Sprache wird dann über Aussagen wie die folgende hergestellt:

... durch den Verlust der höchsten (internationalen) Redefelder sinkt der Status, das Ansehen der Sprache innerhalb der Sprachgemeinschaft. Eine

Schwächung des Status hat immer auch Konsequenzen für den Ausbau der Sprache, für die Arbeit an den Wörtern und Formen, am Korpus der Sprache. (Jürgen Trabant in der FAZ vom 28. September 2007, S. 40. Ähnlich auch Trabant 2007).

Was ein angesehenener Sprachwissenschaftler hier der Öffentlichkeit mitteilt, ist nicht mehr und nicht weniger, als dass beim Fortbestand des vorhandenen Domänenverlustes der Ausbau des Deutschen gefährdet sei, denn so sei es immer. Es fehlt auch der leiseste Hinweis auf einen einzigen Fall, der dieses *immer* wenigstens illustrieren könnte. Die Bedrohung ist perfekt, ihre Konsequenzen scheinen unabwendbar zu sein.

Ich meine, man sollte diese durchaus wirksame Tendenz zu einer Wendung des öffentlichen Diskurses nicht auf sich beruhen lassen. Gibt es tatsächlich Anzeichen für eine Schwächung, eine Ausbauehemmung oder gar einen Verfall des Deutschen dergestalt, dass es von seinen Ausdrucksmöglichkeiten her eines Tages zur Wissenschaftssprache nicht mehr taugt? Man *muss* die Frage stellen, wenn man über allgemeine Bedrohtheitsszenarien hinauskommen möchte. Es kann im Folgenden selbstverständlich nicht darum gehen, eine auch nur vorläufige Antwort zu versuchen. Wir wären schon froh, wenn wir mehr darüber wüssten, wie wir die Frage konkret stellen können. Nur um einige Facetten dieses Problems wird es gehen.

2. Zugang Lexikon

Der nächstliegende – im Zitat von Trabant bereits angesprochene – Gedanke sagt, die Sprache sei in Mitleidenschaft gezogen, wenn ihr im Vergleich zu anderen Sprachen ein Teil des Wortschatzes fehle. Wenn Terminologien einiger natur- oder wirtschaftswissenschaftlicher Disziplinen nur noch im Englischen entwickelt werden, sei dieser Fall gegeben. Das Deutsche verliere seine universelle Verwendbarkeit, es sei als Sprache in Mitleidenschaft gezogen. Eine These dieser Art lässt sich öffentlich umso leichter plausibel machen, als sie der volkslinguistischen Grundgewissheit entgegenkommt, eine Sprache bestehe vor allem aus der Menge ihrer Wörter.

Der im gegebenen Zusammenhang wichtigste Diskussionsstrang plädiert für Deutsch als Wissenschaftssprache im Rahmen eines Mehrsprachigkeitskonzepts. Dabei geht es kaum mehr um Forderungen nach

einer Ersetzung des Englischen durch das Deutsche, sondern um eine Wieder-Etablierung des Deutschen neben dem Englischen. Als historischer Vorlage knüpft man bei den erfolgreichen Bemühungen von Christian Wolff um eine Wissenschaftssprache der Aufklärung an, die sich im Zusammenhang der Ablösung des Lateinischen durch europäische Landessprachen in den Wissenschaften abgespielt hat. Für das Deutsche wird als charakteristisch die Verwendung von mindestens teilweise motivierten Wörtern angesehen, deren Bestandteile dem Benutzer bekannt sind und dem wissenschaftlichen Diskurs damit seine Anbindung an die Alltagssprache garantieren. Das gilt insbesondere für Komposita, deren Bestandteile ja im Allgemeinen frei vorkommen und so zu Termini wie *Grundwissenschaft*, *Weltweisheit*, *Vernunftlehre* anstelle von *Ontologia*, *Philosophie*, *Logik* führen. Es wird ausdrücklich aber auch auf andere Wortbildungsregularitäten wie die Bildung deverbalen Abstrakta abgehoben, die dem Muttersprachler ebenfalls unmittelbar zugänglich seien (Ricken 1995; Thielemann 2002; 2007; s.a. Eisenberg 2005). Das Konzept ist in mancher Hinsicht durchaus vergleichbar mit dem eines aufgeklärten Purismus, wie es von Campe vorgetragen und teilweise erfolgreich realisiert wurde (Campe 1813; s.a. Schiewe 1998). Thielemann (2007: 55) geht bis zu der Feststellung:

Wer der Globalisierungsrhetorik folgend den deutschen ... Universitäten das Englische als alleinige Sprache von Forschung und Lehre verordnen möchte, der sollte wissen, dass er damit Scholastik verordnet und Renaissance unterbindet.

Wollen wir wirklich Scholastik unterbinden und Renaissance verordnen? Die Ungebrochenheit und Konsequenz, mit der ein Mehrsprachigkeitskonzept der gekennzeichneten Art für ‚die Wissenschaft‘ vertreten wird, ist hoffentlich nicht ganz so ernst gemeint, wie sie daherkommt. Erinnern wir uns beispielsweise an Erfahrungen mit dem Deutschen aus der Zeit unserer wissenschaftlichen Jugend. Für die sich etablierende Sprachwissenschaft neuer Art, genannt Linguistik, wurden viele Schlüsseltexte aus dem Englischen übersetzt und wurden mehr oder weniger hilflose Lehrbücher in deutscher Sprache verfasst. Termini wie *underlying structure*, *deep structure*, *shallow structure*, *surface structure* waren einfach zu verstehen, auch wenn niemand wusste und wissen

konnte, was genau sie bedeuten sollten. Als deutsche Äquivalente fanden sie eine große Zahl von teilweise abenteuerlichen Ausdrücken, die zwischen Morph-für-Morph-Übertragung und weitläufiger Interpretation lagen, zum Beispiel *unterliegende Struktur*, *zugrunde liegende Struktur*, *Grundstruktur*, *tiefe Struktur*, *Tiefenstruktur*, *Basisstruktur*, *Mentalstruktur*, *seichte Struktur*, *flache Struktur*, *Flachstruktur*, *oberflächliche Struktur*, *Oberflächenstruktur* usw. Welche dieser Ausdrücke am besten für eine Adaption und Vereinnahmung der neuen Disziplin geeignet waren, lassen wir dahingestellt. Einerseits hörte sich das Deutsche umständlich, schwerfällig und komisch an. Andererseits wussten wir ziemlich bald: je sprechender ein Terminus im Deutschen wird, desto weniger trifft er und desto weniger wollen wir ihn verwenden. Das möglicherweise Gemeinte ergibt sich, wenn überhaupt, aus dem Zusammenhang der Theorie, aus dem Verstehen der Hermetik ihrer Gesamtbegrifflichkeit. Es ergibt sich keinesfalls aus der Transparenz von Ableitungen auf der Basis alltagssprachlicher Wörter. Die Schwierigkeiten waren nicht solche der deutschen Sprache, sondern sie lagen in der Sache. Diese hatte durchaus scholastische Züge, die wir ihr auch lassen wollten.

Das Plädoyer für deutsche wissenschaftliche Terminologien ist in seinen besten Ausprägungen bisher ausschließlich ein Plädoyer für die Wissenschaft und nicht für die deutsche Sprache. Niemand hat etwa gezeigt, dass die Fähigkeit des Deutschen zur Bildung und Prägung von Termini beeinträchtigt wäre. Wissenschaft im englischen Wissenschaftsjargon, in Globalesisch oder wie die Lingua franca sonst genannt wird, ist, wenn man grundsätzlich an der These von der Sprachgebundenheit wissenschaftlicher Kommunikation festhält, eine reduzierte, standardisierte Form von Wissenschaft. Es könnte sein, dass die Lingua franca der Wissenschaft, wenn sie sich weiter etabliert und verfestigt, wie das Latein niemands Muttersprache mehr sein wird. Und natürlich können der Forschung Anstöße entgehen, die in einer mehrsprachigen Wissenschaftslandschaft möglich wären. Das Plädoyer für Deutsch als Wissenschaftssprache wäre gut begründet. Aber es bleibt ein Plädoyer für eine gute Wissenschaft, nicht für eine gute Sprache. Gerade wir Sprachwissenschaftler sollten nicht den Sack Sprache schlagen, wenn wir den Esel Wissenschaft meinen.

3. Zugang Syntax

Für die Syntax stellt sich die Frage der Verwendbarkeit als Wissenschaftssprache nicht in derselben Weise wie für das Lexikon. In der Syntax geht es in erster Linie um strukturelle Eigenschaften einer Sprache, weniger um etwas wie Lexikonbestände. Strukturelle Veränderungen sind vielfältiger und treten sowohl häufiger als auch mit höherer Geschwindigkeit in Erscheinung als in der Wortbildung.

Ist von Wissenschaftssprache die Rede, dann werden sowohl an den Sprachgebrauch als auch an die Sprache selbst höchste Anforderungen gestellt. Harald Weinrich formuliert (1986: 97):

Ich meine daher, daß alles, was zum Wissenschaftsdeutschen zu sagen ist, mutatis mutandis auch für das Wissenschaftsenglische zu gelten hat, von dem wir als Adressaten wissenschaftlicher Texte ... erwarten dürfen, daß es gutes Englisch ist, ebenso wie wir darauf bestehen müssen, daß wissenschaftliche Veröffentlichungen in deutscher Sprache nicht nur um der deutschen Sprache, sondern auch um der Wissenschaft willen in gutem Deutsch abgefaßt sein müssen.

Mag sein, dass man die Forderung nach gutem Wissenschaftsenglisch um die Mitte der 80er Jahre noch allgemein erheben konnte. Heute ist das angesichts des Globalesischen sicher nicht mehr realistisch. Für das Deutsche kann die Forderung viel eher aufrecht erhalten werden, eben weil es nicht internationale Wissenschaftssprache ist. Zu den üblicherweise genannten Kriterien gehören etwa Verständlichkeit, logische Gedankenführung, eindeutige und klare Formulierungen, Schlichtheit und Sachlichkeit, Abkehr von esoterischem Sprachgebrauch, genaue Definition und Verwendung der Begriffe (Kalverkämper und Weinrich 1986: 103). Lassen wir einmal die Schlichtheit beiseite, dann handelt es sich um eine irdische Form der idealen Sprache. Haben wir sie zur Verfügung? Immerhin lesen wir auch (Ickler 2007: 24):

Interessanter als der Statuswert ist die Systemgüte einer Sprache, und hier ist es auch, wo der Egalitarismus sein schnelles Urteil fällt. Sind wirklich alle Sprachen als jeweils benutzte Zeichensysteme gleich gut? ... Die Innere Systemgüte einer Sprache ist auf den ersten Blick eine eher technische Angelegenheit. Übliche Gütekriterien sind Eindeutigkeit, Regelmäßigkeit, Ökonomie, Lückenlosigkeit der Paradigmen, Einheitlichkeit der linearen Ordnung, auch normative Bestimmtheit und Lernbarkeit.

Hier ist man noch dichter bei der Sprache selbst und wundert sich vielleicht, dass andererseits ziemlich bedenkenlos für die Vereinfachung des Systems auch des Deutschen plädiert wird. Dinge wie das Genus oder der weitaus größte Teil der Flexionsmorphologie seien überflüssig, sie glichen „Großmutter altem Speicher, in dem sich im Lauf der Jahre vieles angesammelt hat, was man nicht brauchen kann, aber auch nicht wegwerfen möchte.“ (Klein 2003: 52, s.a. Dietrich 2003). Beispiele dieser Art können vielleicht zeigen, wie phantastisch weitreichend die Spekulationen über Anforderungen, Zustand, Entwicklungsmöglichkeiten usw. sind, die über einer Sprache niedergehen. Spekulationen über mögliche Zustände sagen aber wenig darüber aus, ob eine Sprache angesichts des Zustands, in dem sie nun einmal befindet, als Sprache der Wissenschaft taugt.

Eine Möglichkeit, den Zustand von Sprachen in Hinsicht auf unsere Fragestellung zu kennzeichnen, liegt wohl bei dem, was man in letzter Zeit als Komplexität fasst und ganz allgemein als das Ergebnis einer Entwicklung von kommunikativen Anforderungen versteht. Die Sprachwissenschaft gelangt auf unterschiedlichen Wegen zu der Feststellung, dass Sprachen sich prinzipiell in Hinsicht auf ihre Komplexität unterscheiden können, dass sie Eigenschaften adaptiver Systeme haben, die sich mit den gestellten Anforderungen entwickeln (McWhorter 2001; Dahl 2004). Die Idee ist nicht neu, sie war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gang und gäbe, aber sie wird jetzt anders gefüllt. Beispielsweise spricht man weniger davon, wie wichtig der Ausbau des Flexionsystems für die Qualität einer Sprache sei, sondern man setzt beim Gebrauch an. Insbesondere der Gebrauch als geschriebene Sprache führt unter den in unserer Weltgegend obwaltenden Bedingungen zur Herausbildung komplexer Syntaxen, die unter anderem den Aufwand an verbaler Planung und an Situationsunabhängigkeit des Gebrauchs widerspiegeln. Eigenschaften wie hohe Informationsdichte und Abstraktheit werden manifest in (unter anderem) syntaktischer Kongruenz, Klammerbildung, Inkorporation, Kompression von Sätzen in andere Sätze, Infinitivkonstruktionen und Nominalisierungen und führen dazu, dass man von in dieser Hinsicht ‚reifen‘ Sprachen spricht (Fabricius-Hansen 2003; 2007).

Ein in mancher Hinsicht vergleichbarer Ansatz liegt mit Arbeiten wie Koch und Österreicher (1985, 1994) zur Ausarbeitung der Begriffe einer konzeptionellen vs. medialen Mündlichkeit/Schriftlichkeit vor, neuerdings noch einmal forciert, etwa in Hennig (2006) und Ágel & Hennig (2007) mit einer systematischen Herleitung konkreter sprachlicher Erscheinungen aus universalen Parametern der Diskursgestaltung. Auch Ágel und Hennig stoßen bis zur Einordnung einzelsprachlicher Merkmale in Hinsicht auf die Parameter der Nähe- vs. Distanzkommunikation vor. Der Zeitparameter beispielsweise betrifft das Verhältnis zwischen Planung und Realisierung einer Äußerung. Ein hohes Maß an verbaler Planung ist ein Merkmal von Distanzkommunikation und zeigt sich etwa an einer Verwendung sog. integrierter Strukturen. Der relevante Begriff von Integration (Raible 1992) spielt für die Stilistik und, wie bei uns, für die Charakterisierung von Nähe vs. Distanz eine immer wichtigere Rolle. Ein Komplementsatz in indirekter Rede ist syntaktisch stärker integriert als einer in direkter. Eine Infinitkonstruktion ist syntaktisch stärker integriert als ein Nebensatz, eine Nominalisierung noch stärker usw.

Wir wollen im Folgenden an solche Überlegungen anschließen. Die ‚reife‘ und zur Distanzkommunikation ausgebaute Sprache verfügt insbesondere über eine dazu geeignete Syntax, und möglicherweise lassen sich Forderungen nach einem ‚guten‘ Wissenschaftsdeutsch mit Systemzuständen und ihren Veränderungen in Zusammenhang bringen. Wir stellen uns einen Wissenschaftler vor, der in der Sache befangen ist. Es geht ihm vor allem darum, diese Sache so genau wie möglich zu beschreiben. Er beherrscht das Deutsche und verwendet auch seine Feinheiten sachbezogen. Sein vorrangiges Ziel ist, das Gemeinte überhaupt auszudrücken. Wir kennen alle wissenschaftliche Texte, deren Sprache man ansieht, dass der Autor nach der sprachlichen Form sucht, mit ihr regelrecht im Clinch liegt: sprachliche Geburtswehen von Wissenschaft. Die wissenschaftliche Idee, die sprachlichen Ausdruck sucht und findet, kommt per se als gutes Wissenschaftsdeutsch. Daran gibt es nichts zu deuteln. Oder anders gesagt: Die Wissenschaft braucht die ganze Sprache. Sie braucht insbesondere mehr als den guten Stil. Mir ist bewusst, dass ein derartiges Plädoyer für die Darstellungspflicht der Wissenschaft vor einer Selbstdarstellungspflicht nicht unbedingt im Trend liegt.

Das wird in Kauf genommen. Wir plädieren ja nicht dafür, Texte für die übernächste Generation zu schreiben, aber man sollte der Wissenschaft sprachlich mehr als Alltags- und Mediensprache zugestehen und nicht nur darauf sehen, dass sie sich mit ‚gutem Deutsch‘ dem öffentlichen Diskurs anpasst.

4. Bemerkungen zur Entwicklung des Gegenwartsdeutschen

Auf der beschriebenen Grundlage kann man nun eine Reihe von Bereichen der Grammatik des Deutschen identifizieren, die nicht im Prinzip und nicht in jeder Einzelheit, wohl aber in bestimmten Ausprägungen und bestimmten Häufungen als typisch für ein spätes, an die Bedingungen schriftlicher Kommunikation gebundenes Stadium dieser Sprache anzusehen sind. Dazu gehören jedenfalls komplexe Nominalstrukturen, Diathesebildungen, Inkorporationsstrukturen, bestimmte Typen von Infinitkonstruktionen und verbale Komplexbildungen.

Umgekehrt müsste man hier am ehesten ansetzen können, wenn man darauf aus ist, Sprachveränderungen im morphosyntaktischen Bereich festzustellen, die mit einem Funktionsverlust als Folge eines Domänenverlustes einhergehen. Aber wie? Ich möchte einige einfache Fakten aus zwei relevanten Bereichen in Erinnerung rufen, um damit vielleicht einen Ansatzpunkt für die Diskussion zu markieren. Als in unserem Zusammenhang wesentlich scheint, das soll allerdings gleich vorausgeschickt werden, zweierlei zu gelten:

1. Das Deutsche dürfte sich in den relevanten Bereichen weiter in der eingeschlagenen Richtung entwickeln. Von einem Verlust wäre deshalb nur zu sprechen, wenn eine Entwicklung offensichtlich an ihre Grenzen stieße.
2. Mit jedem der Entwicklungspfade sind erhebliche Systemprobleme verbunden, d.h. die Etablierung und Entwicklung der Konstruktionstypen ist systematisch mit Reibungen und in ihrem Gefolge mit Normproblemen verbunden.

Aus dieser Sicht wäre durchaus erklärlich, dass das Verhältnis von Sprachsystem und Sprachgebrauch komplizierter wird und zu Normproblemen führt, die als Verfall oder dergl. diagnostiziert werden. Denn auch wenn Östen Dahl seinen Komplexitätsbegriff in dieser Hinsicht (etwa Komplexität als ‚schwierig zu gebrauchen‘) ausdrücklich neutral hält, dürfte die Annahme plausibel sein, dass ein komplexes System schwerer zu beherrschen ist als ein weniger komplexes. Das gilt umso eher, als ja vorausgesetzt wird, dass verschiedene Ausprägungen eines Konstruktionstyps in einem gerichteten Verhältnis zueinander stehen; dass sie, obwohl in einem bestimmten Stadium gleichzeitig vorhanden, einander doch in einer bestimmten Reihenfolge voraussetzen. Nun in aller Kürze etwas zur Diathesenbildung und zu einem Inkorporationsmuster des Gegenwartsdeutschen.

4.1 Diathese

Die Grammatik des Passivs und verwandter Konstruktionen beschäftigt sich seit längerer Zeit mit der Frage, welche Satzformen in einem Diathesenverhältnis anzusiedeln seien (z.B. ausführlich schon Höhle 1978). Einigkeit besteht darüber, dass das Deutsche wie vergleichbare Sprachen die Möglichkeiten zur Diathesenbildung in ihrer jüngeren Geschichte erweitert und ausgebaut haben. Einen Aufschwung erfuhren Untersuchungen dieser Art durch die Grammatikalisierungsdebatte, weil man nun viel genauer als früher etwa den Status eines Verbs als Hilfsverb bestimmen kann. Zu einem ‚normalen‘ *werden*-Passiv (1a) werden mindestens Konversionsformen der folgenden Art in Betracht gezogen (1b – i).

- (1) a. Das wird geregelt
- b. Das ist geregelt
- c. Das gehört geregelt
- d. Das kriegt er geregelt
- e. Das geht zu regeln
- f. Das regelt sich leicht
- g. Das lässt sich regeln
- h. Das ist zu regeln
- i. Das ist regelbar

Betrachtet man die einzelnen Formen genauer, dann lässt sich jeweils zeigen, wie weit sie das Standard-Passiv voraussetzen. Im Prinzip ist seine Bildbarkeit notwendige Bedingung für die Bildbarkeit der übrigen Konstruktionen, auch wenn diese teilweise ganz neue Funktionen erschließen (kein Zustands- ohne Vorgangspassiv, kein modales ohne Vorgangspassiv usw.). Und eben weil die Bildbarkeit des Standard-Passivs notwendige Bedingung ist, stellt sich in jedem Einzelfall die Frage nach der Bildbarkeit neu. Man hat es deshalb mit jeweils neuen Wohlgeformtheitsbedingungen zu tun.

Ganz offensichtlich ist auch das Dativ-Passiv (*Das bekommt er von ihr geregelt*) vom *werden*-Passiv (*Sie regelt ihm das*) abhängig. Wie keine andere Konversionsform revolutioniert es die Grammatik des Deutschen, insofern der Dativ syntaktisch aktiv wird und als sog. Struktureller Kasus erscheint (umfangreiche Debatte in der Literatur, z.B. Wegener 1985, Leirbukt 1997, Ogawa 2003). Einen Fall dieser Art stellen die sog. ergativen Verben dar. So ist der Dativ in 2a zunächst ein normaler Dativus Incommodi. In der ergativen Variante (2b) erscheint er als Sonderform des Agens und kann nun unmittelbar in Opposition zum Standardagens treten (2c, d). Und natürlich wird die Konstruktion auch für unabgeleitete, d.h. von Haus aus intransitive Verben möglich, die an sich kein Agens haben (2e, f).

- (2) a. Sie zerreißt ihm den Pullover
- b. Der Pullover zerreißt ihm
- c. Ihm zerreißt der Pullover
- d. Er zerreißt den Pullover
- e. Der Reifen platzt
- f. Ihm platzt der Reifen

Die Grammatikalitats- bzw. Normprobleme illustrieren wir in aller Kürze. Häufig gilt das Dativ-Passiv überhaupt als schlechtes Deutsch, und wenn nicht, lässt sich nur schwer sagen, bei welchen Verben es akzeptabel ist:

- (3) a. Er bekommt von ihr das Formular ausgefüllt
- b. Er bekommt auf den Fuß getreten

- c. Er bekommt gedroht
- d. Er bekommt nachgeeeifert
- e. Er bekommt misstraut
- f. Er bekommt geähnel
- g. Er bekommt gefallen

Das Dativ-Passiv stellt eindeutig eine Erhöhung der syntaktischen Flexibilität einer Kernklasse der deutschen Verben dar und ist, wie die übrigen Diatheseformen, dem Standardpassiv nachgeordnet. Es zeigt aber auch in schöner Deutlichkeit, dass für den syntaktischen Fortschritt ein Preis gezahlt werden muss. Die Syntaktisierung des Dativ-Passivs schreitet voran, daran besteht kein Zweifel. Im Geschriebenen ist seine Verwendung klar auf das Hilfsverb *bekommen* beschränkt, aber das lässt alle übrigen Grammatikalitätsfragen offen. Eben darauf kommt es an: Wir haben einerseits zusätzliche Grammatikalitätsprobleme, sind andererseits aber nicht in der Lage, aus der Entwicklung Schlüsse bezüglich eines möglichen Funktionsverlustes zu ziehen. In seiner Arbeit über ‚grammatisch gutes Deutsch‘ macht sich Eroms Gedanken über den stilistischen Wert verschiedener Formen des Passivs und bemerkt dazu (2007: 101):

Alle diese Konstruktionen weisen unterschiedliche Besonderheiten in der Verwendung auf. Ein Schreiber, der sich um grammatisch gutes Deutsch bemüht, wird die Klippen, die damit verbunden sind, vermeiden. So lassen sich nicht zu allen Passivverben im oben abgedruckten Text *bar*-Adjektive bilden, etwa **erarbeitbar*, **sehbar* oder **meldbar*. Bei den *sein*+*zu*+Infinitiv-Konstruktionen muss beachtet werden, dass damit nicht nur Passiv, sondern auch Modalverbkonstruktionen umgangen werden können und dass dabei zwei Typen auftreten. ...

Man kann Eroms’ Feststellung durchaus auch dann zustimmen, wenn man nicht allen seinen Grammatikalitätsurteilen folgt.

4.2 Inkorporation

Inkorporationsprozesse sind von ihrer Struktur her als spät oder nicht elementar zu kennzeichnen, insofern sie auf vorhandenen Strukturen operieren. Ein Wort wie *ölfördernd* setzt eine Konstruktion des Typs *Öl fördernd* voraus, ein Kompositum wie *Freundeshand* ist entstanden

auf der Basis von *des Freundes Hand* usw. Inkorporationen spielen sich an der Schnittstelle von Syntax und Morphologie ab, sie stellen Verdichtungen dar und sind ein typischer Fall von Komplexitätserhöhung. Wir betrachten einen der prominentesten Inkorporationsprozesse des Deutschen, nämlich die Bildung sog. Partikelverben (Darstellung nach Eisenberg 2006).

Der Prototyp von Partikelverb hat Präpositionen der alten Schicht inkorporiert wie in den Beispielen 4a. Eine Grundfunktion der Inkorporation besteht darin, dass mit dem Partikelverb wie *ankleben* in 4c der vom Verb bezeichnete Vorgang (,ankleben‘ gegenüber ,kleben‘) als gerichtet gefasst wird, ohne dass aber Ort, Ziel, Begleiter oder Quelle der Bewegung genannt werden. Sie bleiben implizit. Das Partikelverb stellt schon in dieser Grundverwendung Möglichkeiten zur Verfügung, bestimmte Aspekte von Bewegungsvorgängen ebenso kompakt wie effektiv in einem produktiven Muster zu realisieren. Was das Verhältnis von Morphologie und Syntax betrifft, ist das Partikelverb einzigartig, als es in dieser Hinsicht unentschieden und nach dem gegenwärtigen Kenntnisstand auch unentscheidbar bleibt. Die Verbpartikel behält, schon weil sie wie in 4c abtrennbar ist, gewisse Worteigenschaften, ist aber nicht einfach eine freie Form.

- (4) a. anbinden, abholen, aufladen, mitkommen,
einstecken, überkochen,
- b. nebenordnen, unterstellen
- c. Sie klebt den Zettel an die Wand
- d. Sie klebt den Zettel an

Das Muster ist derart attraktiv, dass es im Lauf der Entwicklung von den Präpositionen auf Ausdrücke (,Wörter‘) anderer Kategorien ausgedehnt wurde, von denen (5) die wichtigsten nennt (Substantive, Adjektive, Verben, Adverbien, nicht mehr als Wörter bzw. Phrasen vorkommende Formen).

- (5) a. brustschwimmen, danksagen, heimreisen, hofhalten
- b. totschiagen, freisprechen, frischhalten, krankschreiben
- c. kennenlernen, stehenbleiben, hängenlassen

- d. hierbleiben, weggehen, herumreden, dazukommen,
draufhauen
- e. anheimstellen, zugutehalten, emporblicken,
abhandenkommen

Die Vielfalt der mit (5) illustrierten Konstruktionen zeigt für sich schon, dass der Gesamtbereich nicht isoliert, sondern in mehreren Richtungen produktiv ist. Und wenn man sich seine Verwendungen ansieht, wird sofort klar, dass er die allergrößte Bedeutung für Fachwortschätze erlangt hat. Von den sprachlichen Möglichkeiten her wird keinerlei Beschränkung sichtbar.

Aber auch hier treten Systemprobleme in Erscheinung, die zu Zweifelsfällen und offensichtlich ungelungenen, unschönen oder als fehlerhaft empfundenen Konstruktionen führen. Zwei der auffälligsten sind die folgenden.

Die meisten der Ausdrücke in (5) haben Eigenschaften von Partikelverben, sind aber dem Prototyp mit Präposition gemäß (4) nicht gleichgestellt. So bleiben substantivische Bestandteile aus Gründen, die man inzwischen gut kennt (Eschenlohr 1999), auf dem Weg zur Verbpartikel stecken. Das führt beispielsweise dazu, dass man eine Skala solcher Ausdrücke danach errichten kann, ob ihr Erstglied überhaupt abtrennbar ist oder nicht, z.B. so:

- (6) a. bausparen, bergsteigen, ehebrechen, punktschweißen,
strafversetzen
- b. brandmarken, handhaben, nachtwandeln, lustwandeln,
sandstrahlen
- c. lobpreisen, maßregeln, schlussfolgern, kopfrechnen,
wetteifern, notlanden
- d. achtgeben, maßhalten, teilnehmen, preisgeben, eislaufen,
probesingen

Für die meisten Sprecher nimmt die Abtrennbarkeit des Erstgliedes bei den Beispielen von 6a bis 6d immer mehr zu, aber natürlich gibt es zahlreiche Uneinigigkeiten bei der Beurteilung. Und was mit (6) demonstriert wird, ist nur die Spitze des Eisbergs. Keine Angst, Sie werden nicht mit

Problemen der Getrennt- und Zusammenschreibung und ihrer Bedeutung für das Misslingen der Orthographiereform von 1996 behelligt. Vielleicht ist aber auch ohne weitere Demonstration plausibel, dass an der Abtrennbarkeit des ersten Bestandteils viele andere grammatische Verhaltensweisen hängen, die zu Normproblemen führen, wenn man sie erst einmal auf den Tisch bringt. Konstruktive Vielfalt ist nicht ohne Übergänge zwischen Konstruktionen und damit nicht ohne Zweifelsfälle zu haben.

Das zweite Beispiel zeigt, wie sozusagen rein konstruktiv etwas entsteht, das als schlechtes Deutsch empfunden wird. Ein Partikelverb wie aufsitzen kann ohne eine weitere Präpositionalgruppe verwendet werden und ist dann stilistisch unauffällig (erstes Beispiel in 7).

- (7) Sie sitzt auf; Sie sitzt auf dem Pferd auf; Er schlägt auf dem Boden auf; Er setzt auf der Landebahn auf; Er stellt Lorbeerbäume auf dem Podium auf; sie stapelt Bücher auf dem Schreibtisch auf

Insbesondere bei rein lokaler (im Gegensatz zu direktonaler) Verwendung tritt nun häufig der Fall ein, dass eine Präpositionalgruppe verwendet werden muss, deren Präposition formgleich mit der Verbpartikel ist. Das Ergebnis wird von den meisten Sprechern zumindest stilistisch nicht goutiert, und es wird noch schlechter, wenn ausgeklammert wird (*Sie sitzt auf auf dem Pferd*). Aber versuchen Sie einmal, eine vergleichbar kurze alternative Formulierung zu finden. Das System geht seinen Weg. Das fertige Partikelverb etabliert sich und verhält sich in bestimmten Verwendungen, ohne Rücksicht auf den Bestandteil Partikel zu nehmen.

Niemand hat meines Wissens bisher versucht, konstruktive Schwächen des Deutschen – oder was man als solche ansehen könnte – systematisch zu erfassen und unter diesem Gesichtspunkt unter die Leute zu bringen. Die Wirkung könnte verheerend für das Ansehen der Sprache sein. Was man in der sprachkritischen Literatur unter Mängeln oder Schwächen des Deutschen findet, ist harmlos im Vergleich zu dem, was wir in Wahrheit wissen (z.B. Gauger 2002: 6f.). Meine These ist: Es handelt sich um Eigenschaften, die zu einem wesentlichen Teil der Entwicklung des Deutschen zu einer reifen Sprache geschuldet sind. Mit Restriktionen

wie dem Rückgang seiner Verwendung als Wissenschaftssprache haben sie nichts zu tun. Viel eher dürfte das Gegenteil zutreffen. Je komplexer ein System wird, desto schwerer wird es, seine nicht rein funktionsbedingte Verwendung zu beherrschen. Aus dieser Feststellung lassen sich sofort auch Konsequenzen für die Vermittlung der Sprache ziehen.

5. Unaufhaltsamkeit der Globalisierung?

Die bisherigen Ausführungen erlauben keinesfalls den Schluss, das Deutsche sei als Sprache durch den bisherigen Verlust von Gebrauchsdomänen nicht in Mitleidenschaft gezogen. Auch wenn man in manchen Bereichen besser Bescheid weiß und etwa feststellen kann, dass das deutsche Flexionssystem durch das Englische bisher mit Sicherheit nicht nachhaltig verändert wurde (Eisenberg 2004), reicht das nicht aus. Aber wir sollten uns darum bemühen, der Frage nach dem tatsächlichen Zustand des Deutschen ernsthaft nachzugehen, bevor wir seinen Verfall beklagen.

Nun einmal angenommen, wir besitzen auf absehbare Zeit eine Sprache, die als Universalsprache verwendbar bleibt. Ist das etwa für die Rolle des Deutschen als Wissenschaftssprache von Bedeutung? Sind die Fakten, die Ulrich Ammon (s.o.) immer wieder liefert, nicht einfach erdrückend, so dass man besser resignieren sollte als viel vergebliche Mühen auf sich zu nehmen? Lassen Sie mich zum Schluss einige Bemerkungen zu dieser Frage machen, deren Grundlage ich in wesentlichen Punkten einem unveröffentlichten Papier von Hartmut Haberland (2007) verdanke.²

Begrifflich von Bedeutung ist eine Unterscheidung, die einen beschreibenden Begriff wie Globalisierung von einem ideologischen wie Globalismus trennt. Beschreibt der eine den historischen Prozess in seinen Facetten, dann erfasst der andere nicht nur unzulässige Abstrahierungen und Generalisierungen, sondern noch weitergehend etwas wie ein stilles, allgemeines Einverständnis darüber, was sowieso passiert (engl. *consent*). Dieses Einverständnis kann dazu führen, dass bestimmte Ereignisse als natürlich oder unvermeidlich oder auch richtig erscheinen, dergestalt, dass etwa die Globalisierung vorangetrieben wird, auch wo sie es gar nicht müsste und ohne den Globalismus auch nicht könnte. Was

die Sprache betrifft, stellt David Crystal ja beispielsweise fest, dass eine Sprache globale Bedeutung dann erhalte, „when it develops a special role that is recognized in every country“ (2004: 28), d.h. nicht das rein Faktische reicht aus, sondern eben das allgemeine Einverständnis muss dazukommen. Zur Illustration nur einige wenige Beispiele, die teilweise ebenfalls von Hartmut Haberland übernommen sind.

Der britische Germanist Martin Durrell berichtet von Untersuchungen der englischen Industrie- und Handelskammer, die darauf hinauslaufen, dass der britischen Industrie etwa 15% an Aufträgen entgehen, weil Fremdsprachenkenntnisse der Verkäufer mangelhaft oder nicht vorhanden sind. Hier wirkt sich der Globalismus („Englisch kann doch jeder, wozu also fremde Sprachen lernen?“) negativ für die Englischsprechenden selbst aus. Inzwischen liegen genauere Untersuchungen über die Bedeutung von Fremdsprachenkenntnissen für die europäische Wirtschaft vor (z. B. ELAN 2006).

In Frankreich ging das Deutsche ebenso wie in Deutschland das Französische seit Jahren zurück, obwohl bekannt ist, dass Kenntnisse der jeweiligen Nachbarsprache etwa für Juristen und Ökonomen klare berufliche Vorteile verschaffen, was man von dem in beiden Ländern momentan boomenden Spanisch jedenfalls nicht im von den Lernern unterstellten Ausmaß sagen kann. Nur langsam setzt sich die Erkenntnis, das Französische sei im Verkehr mit Deutschland und das Deutsche im Verkehr mit Frankreich von erheblichem Nutzen, wieder in der Praxis des Sprachenlernens durch. Beide Sprachen haben sich im jeweiligen Nachbarland inzwischen stabilisiert.

Die Vereinbarungen über eine Harmonisierung des Hochschulwesens im sog. Bologna-Prozess gehen in vielen europäischen Ländern und auch in Deutschland mit einer Zunahme von englischsprachigen Curricula einher, obwohl die Vereinbarungen selbst dazu keinerlei Aussage machen. Man fragt also gar nicht oder zu wenig, wie die Ziele der Harmonisierung anders erreicht werden könnten.

Seit Mitte der 90er Jahre geht der Anteil von Internetseiten von englischen Muttersprachlern am Gesamtbestand zurück, und ebenso geht der Anteil an englischen Internetseiten überhaupt zurück (das liegt natürlich in erster Linie am Zuwachs des Chinesischen). Der Anteil an Inter-

netseiten, die das Englische als Lingua franca verwenden, ist dagegen im Wesentlichen konstant.

Fakten dieser Art zeigen, wie der Globalismus wirkt. Wir sollten daraus für Sprachen wie das Deutsche die Lehre ziehen, dass wir uns zu fragen haben, wo ein Globalismus als stilles Einverständnis über die Rolle des Englischen nicht durch Fakten gedeckt ist. Das kann ein erster Schritt sein, vor Augen zu führen, wo Handlungsmöglichkeiten bestehen. Diese liegen fast immer außerhalb eines Protektionismus. Der Globalismus, so sagen viele Fachleute, wird eines Tages gewaltig zum Nachteil des Englischen ausschlagen. Darauf sollten wir nicht warten, auch wenn das Deutsche noch so gut in Form ist.

Das Gerede über das Deutsche, das den Ausgangspunkt unserer Erörterung bildet, scheint ein klarer Fall von Globalismus zu sein. Damit wäre aber klar, dass wir ihm mit innersprachwissenschaftlichen Argumenten allein nicht beikommen werden. Mir jedenfalls ist erst nach Lektüre von Hartmut Haberlands Papier (Haberland 2007/2009) deutlich geworden, worauf es eigentlich ankommt. Diesen riesigen Bogen von innen nach außen und von außen nach innen zu schlagen, war schon immer seine Stärke. Sie stand auch ganz am Anfang unserer gemeinsamen Arbeit, die für mich persönlich wie wissenschaftlich so wichtig ist (Eisenberg und Haberland 1972). Die Sprachwissenschaft selbst verdankt Hartmut Haberland viel, aber sie verdankt ihm auch viel, wenn es um ihr Verhältnis zu den Verhältnissen geht, unter denen sie betrieben wird. Er ist und bleibt ein starker Typ, daran hat sich in all den Jahren nichts geändert.

Literaturhinweise

Ágel, Vilmos und Mathilde Hennig. 2007. Überlegungen zur Theorie und Praxis des Nähe- und Distanzsprechens. In Vilmos Ágel und Mathilde Hennig (Hg.) *Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache*. Tübingen: Niemeyer. 179-214.

Ammon, Ulrich. 1998. *Ist das Deutsche noch eine internationale Wissenschaftssprache? Englisch auch für die Lehre an deutschsprachigen Hochschulen*. Berlin & New York: de Gruyter.

Ammon, Ulrich. 2003. The Decline of German and the Rise of English as International Languages of the Sciences. In Rüdiger Ahrens (Hg.) *Euro-*

- päische Sprachenpolitik/European Language Policy*. Heidelberg: Winter. 215-223.
- Campe, Joachim Heinrich. 1813. *Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke. Neue starkvermehrte und durchgängig verbesserte Ausgabe*. Braunschweig: in der Schulbuchhandlung.
- Crystal, David. 2004. The Past, Present, and Future of World English. In Andreas Gardt und Bernd Hüppauf (Hg.) *Globalization and the Future of German*. Berlin & New York: de Gruyter. 27-45.
- Dahl, Östen. 2004. *The Growth and Maintenance of Linguistic Complexity*. Amsterdam: John Benjamins.
- Dietrich, Rainer. 2003. Inwiefern kann eine Sprache einfach sein? *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 33, H. 131. 55-75.
- Eisenberg, Peter. 2004. German as an Endangered Language? In Andreas Gardt und Bernd Hüppauf (Hg.) *Globalization and the Future of German*. Berlin & New York: de Gruyter. 121-137.
- Eisenberg, Peter. 2005. Deutsch, Englisch und die lingua franca als Wissenschaftssprache. In Uwe Pörksen (Hg.) *Die Wissenschaft spricht Englisch? Versuch einer Standortbestimmung*. Göttingen: Wallstein. 55-63.
- Eisenberg, Peter. 2006. *Grundriss der deutschen Grammatik. Band 1: Das Wort*. Stuttgart & Weimar: Metzler.
- Eisenberg, Peter und Hartmut Haberland. 1972. Das gegenwärtige Interesse an der Linguistik. *Das Argument* 72. 326-349.
- ELAN. 2006. *Auswirkungen mangelnder Fremdsprachenkenntnisse in den Unternehmen auf die europäische Wirtschaft*. http://ec.europa/education/policies/lang/doc/elan_de.pdf
- Eroms, Hans-Werner. 2007. Grammatisch gutes Deutsch – mehr als nur richtiges Deutsch. In Armin Burkhardt (Hg.) *Was ist gutes Deutsch? Studien und Meinungen zum gepflegten Sprachgebrauch*. Mannheim usw.: Dudenverlag. 90-108.
- Eschenlohr, Stefanie. 1999. *Vom Nomen zum Verb. Konversion, Präfigierung und Rückbildung im Deutschen*. Hildesheim: Olms.
- Fabricius-Hansen, Cathrine. 2003. Deutsch – eine ‚reife‘ Sprache. Ein Plädoyer für Komplexität. In: Gerhard Stickel (Hg.): *Deutsch von außen*. Berlin & New York: de Gruyter. 99-112.

- Fabricius-Hansen, Cathrine. 2007. Dreimal (nicht) dasselbe: sprachliche Perspektivierung im Deutschen, Norwegischen und Englischen. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 37, H. 145. 61-86.
- Gardt, Andreas und Bernd Hüppauf (Hg.). 2004. *Globalization and the Future of German*. Berlin & New York: de Gruyter.
- Gauger, Hans-Martin. 2002. *Sprachkritik – heute*. Typoskript. Universität Freiburg, Romanistisches Institut.
- Haberland, Hartmut. 2007. English – The Language of Globalism? Typoskript, Universität Roskilde, Department of Culture and Identity.
- Haberland, Hartmut. 2009. English – the Language of Globalism? *RASK internationalt tidsskrift for sprog og kommunikation* 30. 17-45.
- Hennig, Mathilde. 2006. *Grammatik der gesprochenen Sprache in Theorie und Praxis*. Kassel: Kassel University Press.
- Höhle, Tilman. 1978. *Lexikalistische Syntax: Die Aktiv-Passiv-Relation und andere Infinitivkonstruktionen im Deutschen*. Tübingen: Niemeyer.
- Ickler, Theodor. 2007. Wie gut ist die deutsche Sprache? In Henning Kaufmann-Stiftung. *Jahrbuch 2001-2005*. Paderborn: IFB Verlag. 23-42.
- Kalverkämper, Hartwig und Harald Weinrich (Hg.). 1986. *Deutsch als Wissenschaftssprache*. Tübingen: Narr.
- Klein, Wolfgang. 2003. Wozu braucht man eigentlich Flexionsmorphologie? *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 33, H. 131. 23-54.
- Koch, Peter und Wulf Österreicher. 1985. Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. *Romanisches Jahrbuch* 36. 15-43.
- Koch, Peter und Wulf Österreicher. 1994. Schriftlichkeit und Sprache. In Hartmut Günther und Otto Ludwig (Hg.) *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*. Berlin & New York: de Gruyter. Bd. 1. 587-604.
- Leirbukt, Oddleif. 1997. *Untersuchungen zum bekommen-Passiv im heutigen Deutsch*. Tübingen: Niemeyer.
- McWhorter, John. 2001. The world's simplest grammars are creole grammars. *Linguistic Typology* 5. 125-166.
- Mocikat, Ralph. 2007. Die Rolle der Sprache in den Naturwissenschaften. In DAAD (Hg.): *Deutsch als Wissenschaftssprache. Tagungsbeiträge*. Bonn: DAAD. 23-30.

- Münkler, Herfried, Grit Straßenberger und Matthias Bohlender (Hg.) 2006. *Deutschlands Eliten im Wandel*. Frankfurt am Main: Campus.
- Ogawa, Akio. 2003. *Dativ und Valenzerweiterung. Syntax, Semantik, Typologie*. Tübingen: Stauffenburg.
- Pörksen, Uwe. 2008. Latein – Französisch – Englisch. Sprachberührungen in der Geschichte des Deutschen. *Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Jahrbuch 2007*. Göttingen: Wallstein. 121-130.
- Raible, Wolfgang. 1992. *Junktion. Eine Dimension der Sprache und ihre Realisierungsformen zwischen Aggregation und Integration*. Heidelberg: Winter.
- Ricken, Ulrich. 1995. Zum Thema Christian Wolff und die Wissenschaftssprache der deutschen Aufklärung. In Heinz Leopold Kretzenbacher und Harald Weinrich (Hg.): *Linguistik der Wissenschaftssprache*. Berlin: de Gruyter. 41-90.
- Schiewe, Jürgen. 1998. *Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart*. München: Beck.
- Schiewe, Jürgen. 2008. Integration oder Isolation? Was das Deutsche mit dem Fremden macht. *Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Jahrbuch 2007*. Göttingen: Wallstein. 131-139.
- Thielemann, Winfried. 2002. Wege aus dem sprachpolitischen Vakuum? Zur scheinbaren wissenschaftskulturellen Neutralität wissenschaftlicher Universalsprachen. In Konrad Ehlich (Hg.): *Mehrsprachige Wissenschaft – Europäische Perspektiven*. <http://www.euro-sprachenjahr.de>.
- Thielemann, Winfried. 2007. Alltagssprachen als wissenschaftliche Ressource. In: DAAD (Hg.): *Deutsch als Wissenschaftssprache. Tagungsbeiträge*. Bonn: DAAD. 45-56.
- Trabant, Jürgen. 2007. Die gebellte Sprache: Über das Deutsche. *Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Berichte und Abhandlungen. Band 13*. Berlin: Akademie. 309-328.
- Wegener, Heide. 1985. *Der Dativ im heutigen Deutsch*. Tübingen: Narr.
- Weinrich, Harald. 1986. Zur Einleitung, Wissenschaftsdeutsch – gutes Deutsch'. In Hartwig Kalverkämper und Harald Weinrich (Hg.) *Deutsch als Wissenschaftssprache*. Tübingen: Narr. 97-99.

Noten

- * Eine veränderte Fassung dieses Beitrages ist bereits erschienen unter dem Titel: Deutsch mit und ohne Wissenschaft. In: *Wissen schaffen - Wissen kommunizieren. Wissenschaftssprachen in Geschichte und Gegenwart*. Herausgegeben von Wieland Eins, Helmut Glück und Sabine Pretscher. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag. 2011. 133-148.
- 1. Überarbeiteter Text des Vortrags auf dem Symposium für Hartmut Haberland am 8. Februar 2008. In die Überarbeitung sind zahlreiche Anregungen aus der Diskussion des Beitrags eingegangen. Allen Kolleginnen und Kollegen, die sich mündlich oder schriftlich an der Diskussion beteiligt haben, danke ich herzlich.
- 2. Mittlerweile erschienen als Haberland (2009).

Reference

Eisenberg, Peter. 2011. Domänenverlust und Sprachverfall. Über das Deutsche als Wissenschaftssprache. *KULT 9. Einspruch – Objection – Indsigelse. Essays in Honor of Hartmut Haberland*. 4-24.

KULT is available online at:
www.postkolonial.dk

